

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 256.

Dienstag, 2. November.

1915.

(4. Fortsetzung.)

Der Orgel-Anger.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Edele Müst.

„Nicht weinen an dem größten Glückstage meines Lebens“, dachte sie die ganze Zeit über, und brachte ein Rächeln zuwege, das anfangs etwas gequält aussah, das aber freier und ehrlicher wurde, je länger sie sprach: „Verzeihen Sie, Herr Oberst, daß ich Ihnen in diesem Augenblick das Wort abschnaide, aber in solcher Situation ist gewiß selten eine Braut an ihrem Hochzeitstage gewesen, und das Außergewöhnliche dieser Stunde soll mich entschuldigen, wenn ich an meiner eigenen Hochzeit einen Toast zu sprechen gedenke. Wir sind alle, eng Betheiligte und nur freundschaftlich Mitinteressierte, so ehrlich überrascht, daß ich wohl begreife, welche eine heimliche Freude mein Vater an diesem Bomben-Attentat haben mußte. Aber nachdem die Bombe explodiert und — niemand beschädigt ist, will ich als Tochter doch die erste sein, meinem guten Vater vor aller Welt zu erklären, wie von Herzen ich mich freue, auch ihn im Glück zurückzulassen! Jetzt wo ich weiß, daß Herz voller Seligkeit, scheide, möchte ich es aussprechen, daß niemand mir lieber wäre, hier an meiner Stelle schalten und walten zu sehen als meine gute Onkelin von Grömm, deren gütiger, unermüdlicher Fürsprache ich es nicht zum kleinsten Teil danke, daß ich heute meines Herbergs Frau werden durfte. Der ich es danke, daß sie meinem Vater Ersatz schenken will für das, was sie ihm mit aller List für einen anderen abgebetelt hat! Meiner lieben Freundin Lucy gelobe ich hier, sie als meines Vaters guten Stern in aller Freundschaft weiter zu lieben und (Lucy von Grömm heiter lachend umarmend) ihr allezeit eine „gute Tochter“ zu sein! Und nun, meine verehrten Herrschaften alle miteinander, erheben Sie sich und trinken Sie mit einem brausenden Hoch auf das Wohl dieses Brautpaares, das meinem Herzen so teuer und wert ist!“

Dina lag in ihres Vaters Armen, halb betäubt von dem ganzen Vorgang und den jetzt aus allen Kehlen lautklingenden Hochrufen! Und als das Rufen und Gläserklirren zu Ende war, trat Herberg herein an seine junge Frau heran, um die sich ein ganzer Mädchenchor gebildet hatte, und sagte mit wenig hochzeitlicher Wärme im Tone: „Müßte dich, Dina, wir haben gerade noch eine Stunde Zeit. Tante Andrea und Mutter erwarten dich oben — da steht auch schon Katrin draußen auf der Diele.“

Er wick Dinas Blick aus, der ihn zärtlich bitten wollte: Daß dich's nicht verdrießen, wir bleiben ja bei einander!

Oben war Frau Malwine Schrenn um Frau Andrea von Küber bemüht, die eine Art Krampfanfall hatte und wiederholt aufstöhnte: „Du hab' ich ja meinen Bescheid! Du weißt ich ja, wo ich bleibe! Darum müßte die Sache so lange überlegt werden! Aber ich hab's gleich gesagt, als ich's hörte, das Frauenzimmer hätte nicht ins Haus dürfen! Nein, Doktorin, dies abenteuerliche Frauenzimmer — gleich als ich sie hier sah, war mir's, als gäbe mir jemand mit 'ner Keule auf den Kopf...“

„Aber, liebste Küber, beruhigen Sie sich — es ist doch nichts dagegen zu tun...“

„Nichts dagegen zu tun? O, ob man hätte etwas tun können! Aber das ist alles so schlaue eingefädelt von dieser, dieser...“

„Von wem sprichst du, Tante Andrea?“ fragte Dina, die jetzt auch bleich und erregt aussah.

„Von deiner neuen Frau Mutter, der du vor allem Volk den Guldigungseid geleistet hast, statt sie bei den Flittern zu paden und zum Hause hinauszurufen!“

„Aber wie hätte sie denn das sollen — vor allen Menschen den Skandal?! Nein, Dina — ein so entsetzliches Unglück es ist — großartiger hättest du dich und deinen Vater nicht aus der Affäre ziehen können, mein braves Kind! Aber entsetzlich bleibt's bei alledem!“

„Warum denn gar so entsetzlich, Mutterchen? Es war nur der erste Schreck — es fiel so vom Himmel, so absolut vom Himmel. Aber — wenn ich auch Lucy nicht ganz begreife — für Papa freut es mich aufrichtig, seit ich mich mit der Überraschung abgefunden — wirklich! Papa ist ja noch so jung in seinem ganzen Wesen, warum soll er denn nicht noch einmal glücklich sein wollen? Ich gönne es ihm...“

Katrin blühte entkleidete inzwischen die Braut ihres Hochzeitstaates — das ganze Reifzeug lag schon wohlgeordnet auf den Stühlen.

Vor Katrin genierte sich auch niemand — sie wußte ja doch von allem das meiste.

So richtete sich Tante Andrea jetzt mit gerungenen Händen aus ihrem Stuhl auf: „Bist du denn mit Blindheit geschlagen, Dina? Hast du denn außer Herberg nichts um dich herum gesehen?“

„Viel nicht, Tante.“

„Das muß hintertrieben werden, das darf man nicht zulassen! Also freuen tust du dich noch? Wirst dich schon freuen, wenn's mal ans Erben geht!“

„Aber, liebe Küber...“

„Ja, liebe Küber!! Was denkt sich dieser Ludwig auf seine alten Tage? Will er sich von dem Weibsbild die Taschen leer machen lassen? Oder glaubt ihr vielleicht, sie ist in seine Jugend und Schönheit verliebt? Wir wissen doch, wer die Grömm's sind — dies Bettelvolk! Dieses Schuldenmacherpack.“

„Katrin, schließen Sie doch die Fenster, bis Tante sich beruhigt hat.“

„Ist nicht nötig, Katrin — was ich sage, kann jeder hören, soll jeder hören! Der Alte ist nicht mehr richtig im Kopf! Bald sechzig und heiratet sich solch ein — Gott straf mich, ich hätte bald was Böses gesagt! Eingesperrt werden sollte er, bis er wieder klar im Kopf wird! Das kann Herberg besorgen — als Schwiegerohn, wofür ist er denn Rechtsanwalt — Otto sieht das auch nicht still mit an! Na, was hab' ich gesagt, Dina? Du hast du's — deine Ehe fängt ja schon an!“

„Ich muß dich sehr bitten, Tante Andrea — es hat alles seine Grenzen, und ich glaube, es ist Zeit, daß

ou etwas trauer wird und dir sagt, daß alles Schelten und Schmähren und Lamentieren jetzt zu spät kommt. Ich denke, wenn ich zufrieden bin, kann's jedem anderen gewiß recht sein! Otto ist es morgen sicher auch schon ganz einerlei, so sehr er auch heute die Fäuste ballt. Lucy braucht nur eine Lanze für ihn zu brechen, und sie hat ihn willenlos in der Tasche!

„Was denn für 'ne Lanze?“

„Ihr werdet's ja schon erfahren! — Otto ist ein ganz anderer als ihr ahnt — der tut nur so feudal, aber sein Herz hängt auch an ganz anderen Dingen.“

„Wie weicht du denn das?“

Tante Andrea sah jetzt wie gezäumt auf dem Sofa.

„Ich weiß mehr wie du, wie du siehst.“

„An was hängt er denn? Etwas auch an solch einem hergelaufenen Frauenzimmer? Das wird ja immer interessanter bei Lauters, das muß man sagen! Na, habt nur erst noch ein halb Duzend Stiefgeschwister, da werden euch beiden alle Liebesläusen vergehen, denn für was anderes scheint's ja bei euch am besten Sinn zu fehlen.“

Dina sah schon etwas hilflos zu ihrer Schwiegermutter hinüber, die sie jetzt liebevoll in ihre Arme nahm und ihr die Augen küßte: „Laß dir nicht bange machen — es wird schon alles besser werden als Tante Huber denkt!“

„Und sie mag reden, was sie will, ich heule nicht an meinem Hochzeitstag!“ lachte Dina gewaltig und machte vor Frau von Kirber keine sehr ehrerbietige Verbeugung. — Diese redete sich immer wieder von neuem in Garnisch — bis endlich Herbert von außen an die Tür pochte. Frau Malwine ging mit Dina hinaus und geleitete ganz allein die Abreisenden unten zum Wagen. Sie wenigstens wollte ihrem Jungen doch Adieu sagen, sie wollte den Wagen davonrollen hören und ihn nachsehen, bis nichts mehr zu sehen war.

Sie setzte und weinte ein paar stille Tränen nach, dann tat sie wieder heiter und verkündete der Hochzeitsgesellschaft, daß die „Kinder“ vielmals grüßen ließen! —

Wegen der Hochzeitsfestlichkeit hatte man heute im „Hotel Lauter“ von einer Festbeleuchtung der Villa abgesehen, es flatterten nur die beiden langen Reichsfahnen aus der Dachluke über die Front weg. Aber auf der Fahrt durch die Stadt sah das junge Paar Haus an Haus im hellen Lichterglanz erstrahlen. Eine Weile waren sie stumm nebeneinander hergefahren. Herbert sah starr in die Dichtflut. Dina streifte die grauen Handschuhe ab und versuchte Herberts Gesichtsausdruck zu enträtseln. Endlich sagte sie: „Ob wir wohl unseren Hochzeitstag vergessen könnten, wenn Sodan mal nicht mehr gefeiert wird?“

„Den werden wir nicht vergessen — — ich nicht! Dafür sorgen schon andere lebendige Erinnerungszeichen!“

Das klang recht hart und grausam.

„Herbert, ich weiß ja, wie sehr verstimmt dich das alles hat, aber — willst du mich das jetzt büßen lassen, woran ich doch so unschuldig bin wie du selbst? Herbert . . .!“

Dina legte ihm die Hand auf die Schulter und Herbert wandte sich ihr endlich zu: „Gast du wirklich kein Wort von alledem gewußt?“

„Kein Sterbenswort — ich schwöre es dir — —“

„Unbegreiflich! Solch eine Komödie konnte man vor deinen beiden Augen wochenlang aufführen und du habst nichts, merktest nichts?“

„Nichts! Ich bin nun mal so dumm, man kann mir viel vormachen, ich merke nichts! Aber das merke ich jetzt doch, daß deine ganze Liebe mit dem einen Schlage umgewandelt ist, daß du mir ein Fremder geworden, weil mein Vater sich erlaubt hat, auch noch an sich statt nur an seinen Herrn Schwiegerjohn zu denken! Herbert, das ist . . .!“

Im Nu hatte Herbert sie in seine Arme gezogen und ihr blaßes Gesicht mit heißen Küssen bedeckt.

„Wie kannst du nur so rohen, Dina — mein süßes Weib. Es läßt sich doch mal nicht leugnen, es wirft unser ganzes neues Lebensgebäude um, es stößt alles auf den Kopf, und . . .“

„Was geht's uns an, wir Zwei bleiben doch dieselben!“

„Wir Zwei, ja, wir bleiben dieselben! — Aber später wirst du schon merken, daß es uns angeht, was der Alte heute mit seinem Johannistrieb angestellt hat! Und deine salbungsvolle Segensrede dazu! Mein Weibchen, Weibchen, mußte die sein?“

„War sie etwa nicht glänzend?“

„Glänzend überflüssig! Es war wirklich nicht nötig, diese Luch, diese Kröte, so mit einem Ruck in den Sattel zu heben! Moralisch hinausgeworfen hätte sie sich fühlen müssen! Diese verdammte schlaue Kröte . . .“

„Jetzt ist sie 'ne „Kröte“! Heute morgen hast du in heller Begeisterung von ihr geredet, von ihren Augen und was weiß ich — ach, geh!“

„Aber, Maus! — es ist zum Ausdruck doch zweierlei, ob ich jemand ansehen und ihr ein bißchen den Hof machen soll, oder ob diese Schönheit meine bisher unermutete Schwiegermutter wird, so ganz plötzlich, ohne jede Vorrede!“

„Luch ist gutmütig. Wenn wir uns lieb mit ihr stellen, werden wir nicht schwer an ihr zu tragen haben, und mit Papa wird sie doch zehnmal besser fertig als wir alle zusammen.“

„Leider, viel zu gut!“

„Aber nun kein Wort mehr darüber, laß alles kommen, wie es will! Wir zwei gehören zusammen und sind glücklich. Nach uns die Sintflut!“

Und selig ausgelassen dampften sie eine halbe Stunde darauf in einem Wagen erster Klasse Köln-Paris zur Stadt hinaus — in ihre junge Ehe hinein.

(Fortsetzung folgt.)



Warne dein Kind nur vor den süßen Früchten, die bitteren warnen vor sich selbst. Arabischer Spruch.

In Straßburg auf der Schanz!

Allerseelen auf dem Militärfriedhof.

Aus Straßburg wird uns geschrieben: Allerseelenstimmung! Es ist, als würde in diesen herbstlich wehmütigen Tagen alles Kriegsleid doppelt schwer empfunden. Das Sterben liegt in der Luft. Man läßt den Sommer mit seinen Hoffnungen und Erfüllungen zurück, um dem starren Winter entgegenzugehen, und ein Frösteln schüttelt die Seele. Viele schwarzgekleidete Frauen mit Kindern an der Hand und Kränzen oder Blumenstöcken im Arm schreiten durch das Kronenburger Tor, das sich schwer und düster zwischen der Festungsstadt Straßburg und dem Biesenland „vor den Toren“ legt. Der Weg führt zwischen Platanen und Buchen nach dem Soldatenfriedhof. Wie oft haben wir in Friedenszeiten diese herrlichen Baumalleen, auf die Straßburg so stolz ist, bewundert. In ihrem Schatten fühlte man sich geborgen und sah das Spiel des Lichts in den Zweigen, während ganz in der Ferne die Vogesen sich blau und lodend vom Himmel abzeichneten. Heute raschelt unter den Füßen das weiße Laub. Die schon entblühten Äste ragen traurig kahl in die Luft, und der eigentümlich feuchte Duft der abgestorbenen Blätter erinnert an das große Sterben, auch in der Natur.

Ganz frei, mitten unter Biesen und Bäumen liegt der Friedhof, in dem seit 1870 die in Straßburg gestorbenen Soldaten begraben werden. Seit dem Krieg hat sich um diese Stätte ein neuer Friedhof gebildet. Der alte genügt nicht mehr, um die vielen, vielen Tapferen zu bergen, die hier ihr letztes Ruheplätzchen finden sollen. Die Biesen mit den vielen Frühlings- und Sommerblumen mußten zu Gräbern umgepflügt werden. Täglich kann man hier Frauen in Trauer sehen, Ritters und junge Witwen, die das Beste opfern mußten, was sie besaßen, und die sich von diesen Gräbern nicht trennen können. Aber in diesen Tagen vor Allerseelen sind

nicht einzelne, sondern ganze Scharen, die hinausziehen und sich im Friedhof wiederfinden. Ganz einfache Frauen aus dem Volk und andere mit wallenden Kreppschleiern, um sie her Kinder, die sich vor der drückenden Traurigkeit fürchten und den Tod noch nicht verstehen können.

Ein Grab liegt dicht neben dem anderen. Blumen und Laub bedecken die kahle Erde. Kleine Kreuze aus rohem Tannenholz ohne jeden Schmuck sind auf jedem Grab angebracht und mit Nummern versehen. Das sieht ergreifend aus. Kleine Namen. Wie in den Spitälern eine Nummer neben der anderen. Und doch bedeutet jede Nummer ein Mensch, der ein ganzes Leben vor sich hatte und um den jetzt Mütter, Frauen und Kinder trauern, deren ganzes Dasein nie mehr so sein wird, wie es vorher war. Das ist es, was die Seele bis in die Tiefe packt, wenn man auf die schlichten, namenlosen Kreuze blickt. In anderen Gräbern sind mehrere Soldaten an einer Stelle begraben. Auf einem weißen Kreuz sind Namen und Regimentsnummern eingetragen. Wieder andere einzelne Gräber wurden von Strahburger Angehörigen mit Kreuzen und Inschriften versehen. Da weint eine Mutter um ihren einzigen Sohn, eine Frau um den Gatten, der als Held fiel. Rührende Photographien, die den Toten in voller Frische und Jugendkraft, meist als Soldat, zeigen, sind unter Glas an den Kreuzen angebracht. Chrysanthem blühen in allen Farben. Von den Kränzen hängen Schleifen — weißrot, weißblau und schwarzweißrot; aber es ist, als hätten in dieser Stätte der Toten die Farben an Kraft verloren, als könnten sie nicht mehr stark und hell leuchten wie auf den Fahnen, wenn die alte Soldatenstadt sich zu einem Sieg schmückt.

O Strahburg, o Strahburg, du wunderschöne Stadt,
Darinnen liegt begraben so manlicher Soldat.

Wir haben das Lied sorglos als Kinder gehört. Die Buben in den Gassen haben es gepfiffen. Die Soldaten haben es auf ihren Marschen im Frieden gesungen. Aber keinem kamen die Worte zum Bewußtsein. Erst hier auf diesem stillen Soldatenfriedhof lernt man das alte Volkslied in seiner ganzen Wehmut verstehen.

Da ruhen sie — ohne Unterschiede — Franzosen und Deutsche, gemeine Soldaten und hohe Offiziere. Und neben ihnen, die mit Blumen und Kränzen zugebedt sind, öffnen sich andere Gräber mit grausam nüchterner Wirklichkeit. Tiefe, nackte Erdlöcher sind es, die auf neue Tote warten. Und über all diesen Tränen leuchtet der blasse Herbsthimmel, von dem sich drüben blau und fern die mit Kanonen bespicieten Vögel abheben.

G. S c h e d e.



Aus der Kriegszeit.

Ein unveröffentlichter Feldbrief des Herzogs Karl August an Goethe. In der kürzlich bei Mittler und Sohn erschienenen neuen Ausgabe des Briefwechsels zwischen Karl August und Goethe findet sich ein hier zum ersten Mal veröffentlichter Feldbrief des Herzogs Karl August, der eine treffende Charakterisierung des französischen Volkscharakters enthält und manch interessanten Vergleich heutiger Verhältnisse mit denen von Anno 1793 nahelegt. Der Herzog, den Goethe bei der Kampagne nach Frankreich 1792 begleitet hatte, machte als preussischer Generalmajor auch noch die Rheinfeldzüge gegen die französische Republik mit. Am 24. März 1793, kurz vor dem Beginn der Belagerung von Mainz, schrieb er aus dem Taunus an Goethe: „Was das Bockshornjagen der Großen anbelangt, so kan ich ebenfalls nicht läugnen, daß ein Aufenthalt von verschiedenen Monaten in hiesiger Gegend, wo ich mehr wie tausend Menschen aller Art Ständen gesprochen habe, mich überzeuge, daß die Gefahr wirklich sehr groß war, daß es ein wahres Glück sei, daß der tolle Krieg unternommen, so toll und so unglücklich geführt worden, damit die Menschen aus der Erfahrung lernten, welches denn eigentlich die Absichten der Freyfranken sei, nemlich: Westphalen die Gassen auszugiehn, um die Unbehohten damit zu bekloiden. Obwohl gleich unser, die Freyheitsfucht schriftlich verteidigende sich selbst nicht zugestanden, daß dieses der wahre Endzweck sei, so brachte sie doch ihr Zustand, welcher meistens an dem der Unbehohten gränzte, in die Lage, den Gefühlen einer gewissen Sympathie mit ihnen zu folgen, und mit ihnen in ein

Horn zu blasen, welches nun dem Schalle nach sehr einem Bockshorn glich; es ist also zu entschuldigen, daß die am reichst begüterten von der Sonatur aufgeschreckten und heftig den Abberklang zu dämpfen suchten . . . Die jungen, warmen Köpfe sind aufs erbärmlichste benebelt, und der Beweis, den ich hauptenweise in Frankfurt fand, wo alles frey ist, und wo doch alle junge reiche Kaufleute, und selbst viele im Mittleren Alter, die Französischen Verstörungen auf eifrige in Deutschland wünschten, bis daß sie gebranntschacht wurden — keiner dieser hat mir diesen vorübergehenden Zustand geläugnet — ist wirklich authentisch, daß es in unserm Vaterlande weit hieher ein böse war, daß ein Feuer unter der Asche glimmte, daß am Ende Aufrührer zu befürchten waren, welche schreckliche Mittel und viel entseflichere, als der jetzige Krieg ist, erfordert hätten, und daß, da Erhaltung und Fortpflanzung der Endzweck aller Unternehmungen sehr nutz, wes Art sie sehr mögen, und was Namens, es wirklich Pflicht, Klugheit und Gerechtigkeit, bey unserer Unternehmung Ruhe, Ordnung, und sichern Besitz zu erhalten, ist, wenn man alle dienliche Mittel anwendet, um die Köpfe abzukühlen, und sie für neuen Fieberanfällen zu bewahren. Der Einfall der Franzosen in Holland, und auf England los, beweiset abermahls, daß sie bloß Krieg und Zerstörung suchen, um sich und ihre Nachbarn zu zertrümmern, damit die Parthey, welche eigentlich alleine die Kohlen anbläst — denn an die Hoffnung einer Moralisch Politischen Absicht der ganzen Nation glaubt wohl keiner mehr — auf den Scheiterhaufen von ganz Europa ihre Generation aufbrüllen zu können; und diese läßt gewiß vermuthen, daß, wenn sie nicht wären angegriffen worden, sie die Mittel gefunden würden haben, bey innern Unruhen in Deutschland, die sie angezettelt hätten, in dieses hinein zu dringen, wo sie uns dann au depouren fanden, gehauset, geschaltet und gewaltet hätten, wie sie nur wolten. Ich will nicht behaupten, daß die Kriege führenden Mächte diese Gefahr vorausgesehen haben sollten, sondern ich bin noch überzeugt, daß die Grundsätze nach welchen sie handelten, dunkel und unweise waren, nur bekenne ich aber, daß ich jetzt, nachdem man die Franzosen handeln sah, für ein Glück halte, daß die Sachen so gekommen sind, und daß es nöthig bleibe, alle Mittel anzuwenden, um nicht noch einmahl in ein solches Verhältniß zu gerathen . . . Auch bei uns hat der „tolle Krieg“ klärend und reinigend gewirkt — in vielerlei Hinsicht. Besonders der zweite Teil des Briefes paßt vortreflich auf unsere Zeit, wenn man ihn etwa auf die „Parthey“ der Poincaré und Delcassé oder auch auf die Engländer bezieht.

Stadt und Festung Valjevo. Wie überall im Süden und Südosten Europas sind auch in Serbien die alten Römerstraßen vielfach gut erhalten und mit ihrem für die Ewigkeit berechneten Quaderbau oft genug besser und mehr benutzt als die modernen. Auf so einer Militärstraße hat die Kavallerie des Generals v. Koevez Valjevo erreicht, das schon in der römischen Zeit eine kleine Festung war. In der von Wilhelm Mühlend herausgegebenen Sammlung von Monographien der Balkanstaaten wird nachgewiesen, daß der Name Valjevo urkundlich erst in den Briefen der Republik Ragusa unter Jarin Milica und ihrem Sohn Stefan Lazarewitsch erwähnt wird. Die Stadt war damals Sitz einer Erzarchie, deren Bischöfe im 17. Jahrhundert den Titel „Metropolit von Uschik und Valjevo“ führten. Nördlich der Stadt liegt der etwa 280 Meter hohe Klitscherac-Berg, der eine starke natürliche Festung darstellt und mit den Ruinen eines alten Bollwerkes, Kula, gekrönt ist. In den Türkenfeldzügen von 1737 und 1738 wurde um diese Höhe hart gekämpft. In dem sogenannten ersten serbischen Befreiungskampfe, der das Glück und den Reichtum der Obrenowitsch und Karageorgiewitsch begründete, wurde Valjevo von dem durch seine grausame Kriegsführung verhassten Pottschitsch Mehmed Aga unter unbesiegblichen Greueln, wie sie für diese albanischen Renegatenführer charakteristisch sind, zerstört und verbrannt. 1813 besetzten die Türken wieder die verödete Stätte, der aber die erwähnte, immer wieder ausgebaut Klitschewaschanze eine hohe strategische Bedeutung gab. Als Serbien ein eigenes Fürstentum ward, hob sich der Wohlstand des landchaftlich sehr schön gelegenen Städtchens schnell, zumal hier die größten Viehmärkte des Bezirkes stattfanden. Es ist eine der wenigen serbischen Städte, die mit stattlichen Bäumen bepflanzten Straßen und gepflegte Vorgärten aufweist. Wegen der Billigkeit Kleinfleische — ein Kilo Rindfleisch kostete früher 80 Kreuzer, ein Kilo Hammelfleisch gar nur 40 Kreuzer — wurde es für

Serbien eine Art „Pensionopolis“ im Stile Potsdams, nur daß ihm die Fürstenschlößer fehlten. Schon in Friedenszeiten hatte es zudem eine beträchtliche Garnison und beherbergte ein Divisions- und Brigadefeldkommando; auch ein großes Pulvermagazin und Artilleriedepot befanden sich dort. Anmutig gelegene Klöster und Waldkirchen umsäumen den auch heute strategisch wichtigen festen Platz, dessen Eroberung den Verbündeten einen wertvollen Stützpunkt in die Hand gegeben hat.

Die Stellung der Bulgarin als Mutter. Das wenige, was wir von der Bulgarin wissen, erstreckt sich zumeist auf die Erzeugnisse ihres handgewerblichen Fleißes: die bulgarischen Stidereien, die sich schon längst der Sympathien der deutschen Frauenwelt erfreuen. Und dieser Fleiß auf allen Gebieten ihres arbeitsreichen Lebens ist es auch, der sie vor den Frauen der anderen Balkanvölker besonders auszeichnet; ist eine ihrer hervorragenden Eigenschaften, die, gepaart mit starkem Willen, eine Volkseigentümlichkeit ist, der dieses aufstrebende Volk seine so schnelle Aufwärtsentwicklung verdankt. Zwar trifft man unter den Bulgarkinnen wenig auffallende Schönheiten, mit denen bekanntlich das benachbarte Rumänien aufwarten kann — obgleich die Bezirke um Sofia einen anmutig wirkenden Typ aufweisen, während die Bäuerinnen der Gebirgsgegenden in der Regel schwerfällig und ungelent sind — dafür bestechen sie durch eine Fülle innerer guter Eigenschaften, die sie zum vornehmsten aller Frauenberufe geeignet erscheinen lassen: gute Mütter zu sein. In dieser Hinsicht sind sie ganz auf sich selbst angewiesen, denn die Landesgesetze schützen sie nicht in der Weise, wie es z. B. bei uns in Deutschland der Fall ist. Ihre Stellung ist eine noch patriarchalische, und mehr vom Sittenrecht als vom Gesetz geschützt. Die Bulgarin aber, die außerordentlich Mutter wird, gilt als „unmoralisch“, und es ist ihr unmöglich, durch das Gesetz den Vater zur Unterstützungspflicht für sich und ihr Kind heranzuziehen, da die Vaterschaftsklage verboten ist. Die uneheliche Mutter und ihr Kind gelten als verachtet, und selbst die wenigen privaten Wohltätigkeitsanstalten nehmen selten uneheliche Kinder auf. Da es auch keine öffentlichen Waisenhäuser gibt, so kommt es öfters vor, daß solche Mütter, die in äußerster Not geraten sind, ihre Kinder aussetzen. Aus diesem Grunde ist es auch zu verstehen, daß außereheliche Mütter in Bulgarien äußerst selten sind. Was die ehelichen Mütter anbelangt, so sind diese ganz auf den Schutz innerhalb der Familie angewiesen; da aber das Land zu fast 80 Prozent von einer aderbautreibenden Bevölkerung bewohnt wird, der bulgarische Bauer aber stark auf die Mithilfe seiner Frau rechnen muß, so arbeitet diese als werdende Mutter bis zum Augenblick der Entbindung an seiner Seite, um unmittelbar nach dieser wieder ihrer schweren Arbeit nachzugehen. Aber auch in den Fabriken des Landes, in denen Frauen arbeiten, schützt sie in der Zeit der kommenden Mutterschaft keine gesetzliche Maßregel, denn das Gesetz über die Frauen- und Kinderarbeit vom Jahre 1905 tritt für die Mutter auch nicht in der Weise ein, wie es z. B. bei uns der Fall ist. Einflußreiche Politiker des Landes setzten sich deshalb schon wiederholt dafür ein, daß nach deutschem Vorbild den Frauen zukünftig jener Schutz zuteil werde, den sie als Trägerinnen zukünftiger Generationen verdienen.

Was Armlose leisten. Verschiedene verblüffende Beispiele dafür, wie der völlige Verlust der Arme ausgeglichen werden kann, sind in letzter Zeit angeführt worden, da man sich jetzt bei der Kriegsbeschädigtenfürsorge mit dieser Frage besonders beschäftigt. Der bekannte Kenner der Geschichte der Medizin, Prof. Eugen Holländer, weist nun in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift darauf hin, daß es bereits viele Jahrhunderte hindurch eine ganze Klasse von Körperkünstlern gab, die aus körperlichem Mißwachs ihren Erwerb zogen. So gab es unter den fahrenden Gesellen eine besondere Gattung von sog. Fußkünstlern, die auf Märkten und Plätzen herumzogen und dem erstaunten Publikum zeigten, wie man durch Fleiß und Übung dahin kommen kann, statt der verlorenen Arme und Hände die Beine und Füße ebenso geschickt zu gebrauchen. Die Neugierde dieser reisenden Gaukler weissen z. T. interessante bildliche Darstellungen auf. So zeigt z. B. ein Kupfer aus dem 18. Jahrhundert ein mit den Füßen arbeitendes Mädchen, das mit den Füßen das Spinnrad dreht, Karten und Würfel spielt, wie es die Umschrift des näheren erläutert: „Dieses Bauernmädchen arbeitet mit den Füßen;

ohne Hände macht sie sechs Stück: erstlich säbelt sie die Nadel ein, zweitens näht sie, drittens strickt sie, viertens spielt sie mit den Karten, fünftens spinnt sie, sechstens wirft sie mit zwei Würfeln, solches gewiß schon zu sehen.“ Das Unglaubliche in dieser Hinsicht hat aber wohl ein Mann geleistet, den der berühmte Kriegschirurg Ambroise Paré im 24. Buche seiner Chirurgie nach der Behandlung der künstlichen Glieder erwähnt und abbildet. Der gänzlich armlose Mann benutzte außer den Füßen noch die Hals- und Rumpfmuskulatur zu allerlei Handlungen, die sonst mit den Händen ausgeführt werden. Auch die Umstände, die zu seinem Tode führten, sind für einen Armlosen höchst merkwürdig. „Vor wenigen Jahren“, so schreibt Paré, „ist hier in Paris ein 40jähriger Mann gesehen worden von vierstüdigem Wuchs, welcher, obwohl er ohne Arme war, alles das, was man sonst mit den Händen zu verrichten gewohnt ist, gleich wirksam erledigt. Mit der Schulter und dem Rumpf, Kopf und Hals schlug er ein Beil in einen aufgestellten Pfahl mit einem so sicheren und starken Schlag, wie ein anderer Mann mit der Hand und mit solcher Macht handhabte er die Fußermansperrische, daß sie wie mit einem ehernen Schläge knallte, im übrigen ah er mit den Füßen, trank und spielte Karten und Würfel mit ihnen; endlich als Raubmörder gefaßt, wurde er am Kreuze erschossen und gerädert.“

* * *

Märkische Perlen. Perlen in der Mark? so wird man fragen. Was haben diese köstlichen Gebilde mit dem Land zu tun, das einst der „heiligen römischen Reiches Streusandbüchse“ genannt wurde. Wenn auch die Flußperlenschale im Oberlauf einzelner märkischer Gewässer vorkommt, so ist sie doch hier wenig zur Perlenbildung veranlagt. Nein, es handelt sich um künstliche Perlen, die aus Tieren der Mark Brandenburg genommen werden. In dem bei Karl Siegmund soeben erschienenen, sehr reichhaltigen Groß-Berliner Kalender berichtet Karl Eslein über diesen interessanten Industriezweig. Die märkischen Perlen stammen von einem Fischchen, dem Udelei oder Udelei, *Alburnus lucidus*. Dieser gefellig an der Wasseroberfläche langsam fließender und stehender Gewässer lebende Fisch, der 10 bis 20 Zentimeter lang wird, ist am Rücken blaugrün, an den Seiten und am Bauch silberglänzend. Dieser Silberglanz beruht auf dem Vorhandensein von stäbchenförmigen Kristallen, deren Substanz man als Guanin bezeichnet; die Kristalle behalten ihren Glanz auch, wenn sie von den Schuppen und der die bedeckende Haut losgelöst werden, und um ihres leuchtenden Schimmers willen werden sie zur Herstellung künstlicher Perlen benutzt. Man fängt die Udelei zur Herbstzeit, besonders im Grimnitzsee, nicht weit von Eberswalde. Durch einen einzigen Zug des enganschließenden Netzes werden viele Hunderte und Tausende der Fischchen gehoben: sie werden sofort verarbeitet, wobei man zunächst die Fische im See in großen Netzen lebend hält, bis sie nach Bedarf in einen Holzschuppen gebracht werden. Sobald sie aus dem Wasser genommen werden, sterben die Fischchen sehr rasch. Eine große Anzahl von Frauen sitzt in der Schupperei und schabt mit breitschneidigen scharfen Taschmesser die silberglänzenden Schuppen des Bauches und der Körperseiten ab. 5 bis 8 Fischchen ergeben eine Messerlänge voll Schuppen, die dann von dem Messer mit dem Finger in eine Tasse gestrichen werden. Es dauert einen halben Tag, bis eine solche Tasse voll Schuppen ist. Die Gesamtmenge der Schuppen wird in Schüsseln gemischt, geknetet und mit Reiserbesen geschlagen, bis die Masse flüssig ist. Diese bleibt dann 6 bis 8 Stunden stehen, um zu pöken, und darauf wird sie unter eine Presse gebracht, bis die Flüssigkeit ausgetrieben ist. In 10 Pfunder oder 30-Pfund-Büchsen geht dann diese Masse in die Perlenfabriken. Hier werden die Schuppen in Porzellantaschen unter Zusatz von Wasser gerieben und dann gefiltert, so daß schließlich nur die Silberglanzkristalle übrig bleiben, die durch Behandlung mit Ammoniakron anhaftenden Hautresten befreit und in Flaschen gesammelt werden. Dann ist die „Perlen- oder Fischschuppen-Essenz“ fertig, von der etwa 40 000 Udelei 1 Kilogramm liefern. Dies mühsam gewonnene und teure Produkt, das einen prachtvollen Silberglanz verleiht, wird nun zu Perlen verarbeitet. Eine Menge von geschmolzener Gelatine und Perlensenz wird in Form eines Tropfens vermittels einer spitzauslaufenden Glasröhre in eine Glasfugel gebracht und auf deren Innenfläche durch geschicktes Drehen verteilt. Werden diese dünnwandigen Glasfugeln mit Metallpulver noch getrocknet, so sind sie zu künstlichen Perlen geworden, die dann zu Perlenketten aufgereiht werden. Diese Ketten sind je nach der Schönheit der künstlichen Perlen im Preise höchst verschieden; neben ganz billigen gibt es auch solche zu 100 bis 700 M. Das Fleisch der Fischchen, deren Schuppen auf diese Weise verarbeitet werden, ist als Nahrungsmittel für Menschen nicht verwendbar; es wird als Schweinefutter und Fischmehl verbraucht.

Der Landbote.

Volkstümliche Wochenbeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 10.

— o Erscheint allmonatlich. —

1915.



Der alte Schrein.

In meiner Wäschekammer,
Da steht ein alter Schrein,
Den gab mir einst als Brauttschatz
Mein lieb' Großmütterlein.
Er war gefüllt ganz riesig
Mit Schätzen aller Art,
Er barg in seinen Tiefen
Viel Binsen fein und zart.
Als ich mit frohem Danke
Nahm von dem Schrein Besitz,
Da sagt' ich zur Großmutter
Voll Unverstand und Wiß:
Du dachtest wohl, du Gute,
Als du den Schrein gefüllt,
Daß ich viel hundert Jahre
Zu leben sei gewillt?
Großmutter stand in Sinnen,
Dann sprach sie: Liebes Kind,
Nicht' mir wohl auf die Schätze,
Die in dem Schreine sind.
Denn kommen schlimme Zeiten,
Kommt Krieg und Not und Leid,
Dann sei mit vollen Händen
Zu geben auch bereit.
Die Zeit ist nun gekommen,
Da Heim und Herd bedroht,
Und vor mir steht heilig
Großmütterleins Gebot.
Das Binnen, das Jahrzehnte
In meinem Schrein geruht,
Das fühle nun den Krieger
Das fieberheiße Blut.

R. Wredt.

Der Gemeindewald.

Von Michael Kuhlhaas (Pasing bei München).

„Aber der Forstmeister macht seit acht Tagen eine Debbent!
Ist's vielleicht in Rosenheim mit seinem Duden auch wieder
nichts?“

„Mit seinem Duden! Sein Duden macht unserem Forst-
meister den wenigsten Kummer. Ob der in Freising durchfällt
oder in Rosenheim, ist unserem Forstmeister wurscht. Aber
sein Wirtschaftsplan! Da verging' Ihnen auch das Lachen.“

„Was für ein Wirtschaftsplan?“

Mein Gewährsmann blieb stehen. „Ja“, sagte er, „jezt
weiß ich nicht: haben Sie die letzten sechs Wochen in einem
Saus dahingeschlafen oder sind Sie vielleicht gestern erst von
einer Weltreise durch Afrika zurückgekehrt? Ach was, Afrika!
Afrika muß man sagen, denn in Afrika ist sicherlich die Ge-
schichte jezt auch schon bekannt. Ist ja alles Holz dahinunter
gegangen!“

„Wie, wo, welches Holz?“

„Unglaublich! Das Holz vom Wieszeller Gemeindewald!
Die Gemeinde Wieszell — das werden Sie denn doch in
Gottes Namen wissen! — besitzt nämlich auf der Südseite des
Hochberges einen Prachtwald. An die 40 Hektar. Wenn's nur
recht. Mehr als hundert Tagewerk.“

„Und was so ein Kommunalwald“, bemerkte ich jezt, um
wenigstens mein theoretisches Wissen zu bekunden, „in einer

Zeit bedeutet, wo den Gemeinden von Tag zu Tag mehr
Lasten aufgebürdet werden, das liegt auf der Hand. Er braucht
nicht einmal groß zu sein, nur gut bewirtschaftet, und — gott-
lob! — daran fehlt es beim Weitblick der Regierung, der Be-
ruksfreudigkeit, Schulung und Sachkenntnis unserer äußeren
Behörden nicht. Das Rückgrat des Gemeindehaushalts ist ge-
radezu ein solcher Waldbesitz.“

„Wenn er da ist“, sagte mein Gewährsmann.

Jezt blieb ich stehen. Und was ich da und im Weitergehen
erfuhr, war folgendes:

„An Michaeli waren's zwei Jahre. Da sitzen in Wieszell
die Bauern beim Untermieter und politisieren und diskurrieren
und kommen so auch auf den Wirtschaftsplan, den das Forst-
amt für den Gemeindewald ausgearbeitet hat, und zuletzt, weil
der Pfarrer heute über das Evangelium gepredigt: „Nicht was
zum Munde eingeht, sondern was aus dem Munde kommt,
verunreinigt den Menschen“, auch auf das Fasten, die Fleisch-
preise und die Kosten der Viehhaltung. Der Gemeindevorsteher
am unteren Tische spricht aber immer noch vom forstamt-
lichen Wirtschaftsplan und kann seine Genauigkeit, Klarheit,
übersichtlichkeit nicht genug rühmen und fängt damit immer
wieder von vorne an.“

„Schon recht“, ruft deshalb der Mesnerbauer vom nächsten
Tisch herüber, „aber meine Küah geben deszwegen nüt um an
Liter mehra Mil!“

„Und meine Fackeln wern a nüt fett dabo“, hängt gschwind
der Wurzengütler daran, der sich jedesmal freut, wenn es
gegen das Forstamt geht, weil der Forstmeister sein Feind ist
und ihn schon zweimal zur Strafe gebracht hat, unschuldig.
Das einermal, weil er bei dem großen Windbruch vor vier Jah-
ren einen die Straße sperrenden Fichtenstamm, um den Weg
wieder gangbar zu machen, in seine Holzleg hineingeräumt,
und das anderemal, weil er einen schwerkranken Hasen aus
lauter Mitleid erschlagen, mit heim genommen und gegessen
hat; nur um ihn nicht den Füchsen zu lassen. Der Wurzeng-
gütler braucht immer einen ganzen Abend zu der Geschichte
und bei der leisesten Gelegenheit hebt er damit an. Jezt sagt
er indes nur noch: „Ob dem Forstmoaster sein Wirtschaftsplan
aso oder aso is, deszwegen geben uns dö Spizbuam Mehger
nüt um an Pfennig mehra für unser Vieh“; dann überdönt
der Weisfall seine Worte. Denn das ist in Wieszell wie über-
all: Selbstverständlichkeiten, zur rechten Zeit und mit Pathos
vorgetragen verfehlen ihre Wirkung nie. „Wahr is 's“, schreit
der Unterseher von Gipping, das aber noch nach Wieszell ge-
hört; „dös is a Wort, Wurzengtoni!“, der alte Bernbreiter;
„Arabo! So is 's und nüt anders“, mehrere zugleich, und der
Schramm von Grased haut mit der Faust auf den Tisch und
erklärt: „Dö Pitschierten san allertwei mir!“

Diese Zustimmung ermutigt den Wurzengütler. „Mir“,
fährt er fort, „bal 's nachgang . . .“

„Nacher hätten mir scho lang a Distriktskrankenhaus für
marode Hasen mit dir als Direkta“, ergänzt der Wirt, der es
nicht vergessen kann, daß der Wurzengütler den Flaschenbier-
handel nach Wieszell gebracht hat, und das Gelächter rings-
herum läßt deutlich erkennen, daß man auch dem Wurzeng-
gütler gern sein Teil vergönnt. Der verneigt aber seinen
Körper, blinzelt nur so auf den Kropf des Untermieters hin, den
größten im ganzen Bezirksamt, und wiederholt: „Mir bad's
nachgang, du Bildsauberner Wirt, nacher braucheten wir über-
haupt soan Wirtschaftsplan.“

„Wia dös?“ fragt der Bürgermeister.

„Wia dö? Weil mir lou' Holz hätten.“ Ihren Bliden nach scheinen die Umstehenden mehr erwartet zu haben. „Weil mir unsern Wald scho lang g'schlagen hätten.“ Einige Köpfe nicken beifällig. „Weil mir nüt so dumm waar'n. Bei dö heutigen Steuern und Lasten.“

„Wahr is 's“, sagt der Schramm von Grased, „recht hat er“, und die andern nicken. Es ist die Zustimmung der Resignation, die sich in das Unabänderliche schickt, der eigenen Dummheit so gut wie der Staatsraison. Nur der Bürgermeister nicht, bleibt mit dem Gemeinbeschreiber objektiv. „G'hört der Wald uns Gemeindebürger oder g'hört er an Forstmoaster?“ fährt deshalb der Wurzengüttler fort, und mit einer Betonung, die den Beamten unter die Enterten verweist, sekundiert ihm der Schramm von Grased und lacht: „An Forstmoaster —!“

„Also!“ sagt der Wurzengüttler.

„Also?“ ruft der Wirt aus der Schenke heraus, wohin er sich sofort nach jener Anspielung des Wurzengüttlers zurückgezogen hat. „Also?“ und schlägt auch schon wieder das Schenkenfenster zu. So weicht er höflichen Gästen schon seit Jahren aus; die Teilnahme an der Diskussion steht ihm dennoch frei; er braucht nur das kleine Fenster wieder emporzuschieben und den Kopf herauszustrecken.

„Also kinnan mir mit unsern Holz anfangen, was mir nügen! Also kinnan 's mir stockfaul wern lassen oder mir kinnan 's schlagen. Wann 's uns g'reut. Also . . .“

Jetzt schiebt der Wirt eben wieder das Schenkenfenster empor und streckt in begreiflicher Spannung den Kopf in die Stube hinein. „Daz d' da dei' Kravattl nüt einzwickst, wanns d' wieder so g'schwind zuamachst!“ ruft ihm der Wurzengüttler in leiserem Wohlwollen zu. „Pah auf!“ Und der Wirt verschwindet.

„Also kinnan mir an Wald a an Juden Lämmle verkaafen, wann mir 'n scho nüt selber schlagen wollen, und der Jud Lämmle — in vierzehn Tag hat er 'n weg.“

„Dös dümmste waar 's nüt“, sagt der Schramm von Grased, „und 's Geld wurd' verteilt unter dö Gemeindebürger.“

Mit einemmal ist's still geworden in der Gaststube. Nur das Windrad in dem einen Fenster oben surrt weiter und kann doch den Tabaksqualm nicht bewältigen. Alles horcht. Auch der Wirt hat seinen Kopf wieder in der Stube herinnen. Vom Geldverteilen hören die Bauern ja gar so gern.

Aber der Gemeinbeschreiber tut die Unmöglichkeit eines solchen Beginns dar, indem er die Instanzen aufzählt, die alle einer derartigen Ungeheuerlichkeit im Weg stünden: das Forstamt, das Bezirksamt, die Kreisregierung. — Doch der Gemeinbeschreiber mag immerhin dagegen sein, wenn die Bürger, die ihn und seine Familie erhalten, dafür sind! Und außerdem: der Gemeinbeschreiber versteht sich, müßt' auch einen Anteil kriegen, sagt der alte Vernbreiter, und der Gemeinbeschreiber schweigt. So bleiben die Gegenargumente des Wurzengüttlers: „Aufs Forstamt is 'piffen — das Bezirksamt, da balt d' ma nüt geht! — d' Regierung, dö sell erscht!“ unwidersprochen, und man trennt sich diesen Abend mit einem im Entwurf fertigen, von den einen ausdrücklich gebilligten, von den anderen stillschweigend akzeptierten Attentat auf den Gemeindevald. Noch vor seinem Häufel am oberen Dorfsende hört man den Wurzengüttler in seinen Nachbarn und in die Nacht hineinreden: „Der Forstmoaster, woacht — der Forstmoaster, sag i da — der Forstmoaster, dö sell derst glabn: der hat unsern Gemeindevald no nia g'sehn und er sieht 'n nimmer aa.“

Dafür aber schaute ihn sich acht Tage später um so gründlicher der Jonas Lämmle aus Mannheim an, in Firma Lämmle und Sohn, Er- und Import von Hölzern aller Art. Ja, vielleicht hat selbst ein Forstmann noch niemals mit solcher Hingebung sich in den Zauber des deutschen Waldes versenkt, wie damals Jonas Lämmle aus Mannheim sich in den Rubinfahndel des Wieszeller Gemeindevaldes. Und drei Wochen darauf war der Wald weg.

Gerade um diese Zeit lief bei der Königl. Kreisregierung, Kammer des Innern, zur Genehmigung oder allenfallsigen Beanstandung und Korrektur ein respektabler Akt des Forstamtes Seeham ein, in Mundschiff überschrieben mit „Wieszeller Gemeindevald“ und als vornehmsten Bestandteil eben den erwähnten Wirtschaftsplan enthaltend, der in genialer Dreiteilung eine allgemein-geographische Einleitung nebst Situationsplan, eine sehr akademisch gehaltene Beschreibung des Objekts und eine außerordentlich sorgfältige Rentabilitätsberechnung darbot. Sie prälabierte mit statistischen Fest-

stellungen über Produktionskosten und Preisconjunkturen, erhob sich zwanglos zu einer Phantasie über Bodenkunde, Botanik und Volkswirtschaft, tobte sich in den kompliziertesten mathematischen Formeln gewissermaßen aus und kam zuletzt mit einer Empfehlung des aufgestellten Wirtschaftsplans zu abgeklärter Ruhe. Es war eine Sinfonie, eine forstwissenschaftliche Sinfonie, und bliebe die Welt nicht ewig ungerecht und das deutsche Volk den spezialwissenschaftlichen Ausdrucksmöglichkeiten gegenüber nicht ewig indifferent, neben Mozart und Beethoven erhielte noch oder hätte vielleicht schon seinen Platz der Forstmeister Kohlgruber von Seeham. Immerhin äußerte auch so schon der Oberforsttrat Drudseis, als der Akt zur sachverständigen Begutachtung in die Kammer der Forsten gelangte, zu seinen Akzessiten: „Sehen Sie, meine Herren, — wenn Sie einmal hinauskommen zu selbständigem Schaffen und eigener Verantwortlichkeit — so sieht ein Wirtschaftsplan aus. So sieht er aus. So“, und was dieser Beifall bedeutet, wird der voll ermessen können, der die schwer zu befriedigenden Anforderungen und die eigenförmige Akkuratess des Oberforstrats Drudseis kennt. Um dieselbe Zeit aber langte der Wieszeller Gemeindevald in Mannheim an.

Vier Wochen darauf kam der Akt im Geleite des Bureau- dieners Pflöderer wieder an die Kammer des Innern zurück, und wenn auch nicht gelehnet werden soll, daß Pflöderer gerade auf Dienstgängen in wahrhaft unbehehrter Weise seiner Schnupferleidenschaft frönte, so dürfen ihm doch nimmermehr Verzögerungen wie diese zugeschrieben werden; denn seine Pfrisen zählten wohl nach Minuten, vier Wochen aber hat er zu keiner, auch in seiner besten Schmalzzeit nicht, gebraucht. Daß gegen den Wirtschaftsplan seitens der Kammer der Forsten keine Erinnerung bestehe, war der Gewinn dieser vier Wochen. Natürlich! Was fragt die Forstverwaltung danach, ob eine Gemeinde an ihrer Umlagenlast sich verblutet, wenn nur die Nachhaltigkeit der Waldwirtschaft verbürgt ist! Aber, Gott sei Dank, in der Kammer des Innern gelten auch noch andere Gesichtspunkte, und so ließ der Regierungsrat Siebenkäs in einem weilläufigen Exposé es sich anlegen sein, das Augenmerk der Forstverwaltung auf die präfabrizierte Finanzlage Wieszells zu lenken mit der Anfrage, ob denn nicht im Hinblick hierauf ein höherer Jahreshieb als der im Wirtschaftsplan festgesetzte begünstigt werden könnte. Schon nach 14 Tagen überreichte diese volksfreundliche Anregung der Bureau- diener Pflöderer aus einer Braßilwolke heraus dem Oberforsttrat Drudseis, der sofort die sämtlichen Fenster seiner Kanzlei öffnen ließ, weiteres aber vorläufig nicht veranlaßte. Um diese Zeit langte der Wieszeller Gemeindevald in Holland an.

Als dann der Oberforsttrat Drudseis in einer ungemein gehaltvollen Denkschrift und nicht ohne Seitenhiebe auf die andere, in dieser Frage eben nicht sachverständige Kammer den unnachgiebigen Standpunkt der Forstbehörde darlegte und begründete, schaukelte der Wieszeller Gemeindevald bereits durch den Kanal. Als zur örtlichen Prüfung der immerhin schwankenden Verhältnisse, unter Führung des Forstmeisters Kohlgruber und Beteiligung von zwei Wieszeller Gemeindevägern, eine Regierungskommission gebildet wurde, segelte er in ausgezeichnete Fahrt durch den sonst so stürmischen Golf von Viskaya. Und als die Regierungskommission — die zwei Gemeindevägern waren wohlweislich weggelassen —, durch eine mangelhafte Kartenskizze irregeleitet, statt des Gemeindevaldes das Wieszeller Pfarrholz besichtigte, warf er vor den Kanarischen Inseln Anker. Während der Windstille, die ihn dort festhielt, starb plötzlich und unerwartet — der Schnupf- tabak, hieß es, sei ihm ins Gehirn gedrungen — der Bureau- diener Pflöderer. Sonst nahmen die Dinge den naturgemäßen Lauf: der Wirtschaftsplan wurde bestätigt, der Akt reponiert, der Wald in Swakopmund gelandet und das Geld unter die Wieszeller verteilt. Daß der schon seit drei Jahren ortsabwesende und verschollene Häufel Gerum nichts bekam, war selbstverständlich, und daß er bei seiner Rückkehr vor acht Wochen seinen Anteil daran haben wollte, nicht minder. Aber das Geld war dahin. Wer sollte dem Häufelmann seinen Teil ersetzen? Niemand wollte von ihm etwas wissen; Einwand über Einwand hielt man dem Landsfahrer entgegen. Wie da zu seinem Geld kommen? Durch einen Prozeß, natürlich durch einen Prozeß. Und also kam's zum gerichtlichen Austrag. Mit dem Häufelmann auf der einen und dem Bürgermeister und allen übrigen Vereicherten auf der anderen Seite. Gott, welch ein Rattenkönig! Und mit dem Forstmeister Kohlgruber als

Zeugen und Sachverständigen. Himmel, diese Bombe! Wie der helllichte Gotteskeimungs Schlag sie ein. Und so kam es auf, daß das Wieszeller Pfarrholz nicht der Wieszeller Gemeindevorstand war, und daß der Wieszeller Gemeindevorstand keines Wirtschaftsplans mehr bedurfte.

„Begreifen Sie jetzt, warum der Forstmeister eine Hebben macht? und daß nicht sein Fuh daran schuld ist?“

„Ja“, sagte ich, „jetzt begreift ich's.“

Unsere Heimat und der Krieg.

Von Regierungs- und Baucrat Lange (Wiesbaden).

Es ist noch nicht lange her, als in Deutschland zum Segen unseres Volkes mit wachsender Kraft die gesunde und volkstümliche Bewegung begann, innerlich wieder zu gewinnen, was wir in heimischer Kunst von unseren Vätern ererbt haben und wieder allgemein zum Bewußtsein zu bringen, was die deutschen Lande mit ihren alten Ortschaften an seltener Schönheit uns darbieten. Nach langen Verirrungen war der richtige Weg gefunden, die Heimatkunstbewegung hatte eingesetzt und neben ihr die Wandervogelbewegung der Jugend, das Interesse für den Naturschutz und die beginnende Abwanderung der großstädtischen Bevölkerung auf das Land in die Gartenstädte. Orte, wo früher auf einsamen Pfaden nur unsere Künstler wanderten, wurden jetzt häufiger aufgesucht. Die Künstler führten uns in jene stillen alten Ortschaften unserer Heimat mit ihrer wohlthuenden gesunden Einfachheit, ihrer Einseitigkeit und ihrer klaren, traulichen Ausdrucksweise, die wie eine Erlösung von den schwülstigen Erzeugnissen jüngst vergangener Zeiten auf uns einwirkten. Die von Bismarck in seinen Gedanken und Erinnerungen gezeichnete Anschauung der Deutschen, daß, was nicht weit her, nichts taugt, begann einer besseren Einsicht zu weichen. Und doch gab es noch viele reiselustige Deutschen, die vornehmlich im Ausland Erholung suchten, obschon, oder weil sie die Herrlichkeiten unserer deutschen Lande wenig oder gar nicht kannten.

Nun wütet schon über ein Jahr der Krieg vor unseren Grenzen. Die ungeheure Überlegenheit moralischer und geistiger Kraft über die numerische Stärke hält uns Tag für Tag in atemloser Spannung, daß die Reiselust matter geworden ist. Er gibt aber Menschen in und hinter der Front, die in harter Pflichterfüllung zeitweise erschaffen und für weitere Arbeit einen Vorrat neuer Kräfte sammeln müssen. Unsere Grenzen sind jetzt verschlossen, eine Erholung ist daher nur in der Heimat möglich. Die heute auf unseren Reisen im Vaterland gesammelten Erfahrungen werden sicherlich auch einen dauernden Gewinn unseres Kriegs bringen, die Wiedergewinnung der Liebe zu der Schönheit unserer Heimat und die Freude an der Eigenart unseres Volkes.

Wir hier im Bezirk Wiesbaden leben doch wirklich auf einer gesegneten Stelle der Erde unweit der Ufer des herrlichen Rheins und der poesievoll stillen Lahn, mitten in den vom Wald umrauschten Bergen. Wandert man jetzt im Herbst, findet der Blick im Tal und von den Höhen, hinauf und hinab und drüben auf den Hängen eine bezaubernde Augenweide. Dünner, milchiger, herbstlicher Duft liegt über der Landschaft und goldrot leuchtende Buchen, tiefgrüne Tannen, Burgen, Kirchen und anschlängelnde Ortschaften sind verwebt zu einer unbeschreiblichen schönen Einheit. Zu wunderbarem Einklang verschmilzt sich in der nahen und weiteren Umgebung unserer Kurstadt Wiesbaden die Natur in ihrer Fülle mit einem Reichtum hoher und alter Kulturwerte. An dem alten, dunkelgrünen, sagenvollen, so viel umstrittenen Rhein wechseln Felsen, Weinberge, Felder und Wälder, steinige malerische Flächen, mit alten Dörfern, Höfen, Burgen und Städten. Es ist schwer, zu verstehen, daß der Rhein weltbekannt und vorwiegend gerühmt ist nur wegen seiner Burgen, diese alten trostigen und charaktervollen Werke, als Überreste längst vergangener Zeiten, jeder Wohnsitz eine Festung, die Mauern dick, die Fenster klein, mächtig hohe Dächer mit angebauten Treppentürmen. Ebenso wichtig und wertvoll wie diese Burgen sind die ausdrucksvollen Gestaltungen, die wir an den alten Straßen und Plätzen unserer Städte und Dörfer im Tal und auf den Höhenrücken finden. Wie schön sind neben den vornehmen alten Patrizierhäusern, von denen leider nur wenige in unserer nächsten Heimat erhalten sind, die ruh- und Fachwerkhäuser in gutem, ehelichem Sinne erdacht und ausgeführt, daß man sie wegen ihrer künstlerisch intimen Reize

immer mehr lieben lernt, je öfter man sie sieht. Bei aller feinen Durchbildung ordnen sie Patrizier- und Bürgerhäuser bescheiden dem malerischen Gesamtbild der alten Straßen unter und vermeiden in vornehmer Weise den Schein, auffallen zu wollen. In hohem Grade glücklich sind die Rassen- und Klassenverhältnisse abgewogen, freundlich stehen die weithestrichenen, sauber gehaltenen Fenster in der dunklen Schieferbekleidung oder im leichtgetönten Putz, ein wohliges Behagen liegt in den hohen Dächern, und die netten Dachlücken bliden wie freundlich blinzelnde Augen auf uns herab. Die Schönheit solcher Häuser ist gewiß keine Zutat, die Geld kostet. Und die blühenden Blumen auf den Fensterbrettern erregen unwillkürlich seelische Beziehungen zwischen dem Beschauer und dem Hausbewohner.

Man wandere nur recht oft den Rhein hinunter durch die Orte zwischen Niederrhain und Braubach, durch die alten Straßen um den Limburger Dom, im Vordachthal oder an der Lahn entlang, überall und zu jeder Jahreszeit findet man im leuchtenden Zauber einer köstlichen Landschaft Ortsbilder, auf denen das Auge mit Wohlgefallen ruht. Alle die alten Gebäude einschließlich ihrer Nebenanlagen zeigen das Gepräge einer hohen, geistigen Kultur und haben den Ausdruck einer behaglichen Verständigkeit. Wie geschmackvoll sind die Einzelheiten der Häuser, wie wirkungsvoll z. B. die Haustüren, oft einfach, oft reich von großer Schönheit als einziges Schmuckstück des sonst ganz schlichten Hauses. Das Holzwerk ist nicht fabrikmäßig zusammengeschlagen, sondern mit echter deutscher Ehrlichkeit gewissenhaft bis in alle Einzelheiten bearbeitet. Alles Eisenwerk ist nicht wie in Papier fabrikmäßig ausgeschnitten, sondern wahrhaft mit der Hand geschnitten. Jeder einzelne Hammer Schlag ist erkennbar, man sieht ordentlich vor sich, wie das Prachtstück allmählich entstanden ist und freut sich an dem Lichtspiel der Flächen. Es war wirklich eine köstliche Zeit, als das Handwerk solche herrlichen Meisterstücke, die nur in Liebe und Freude an der Arbeit entstanden sein können, zu schaffen befähigt war, und als die Mehrzahl der Menschen kunstsinntig und selbstbewußt genug waren, um solche Arbeiten für sich ausführen zu lassen.

Kast überall in deutschen Landen und wohl immer in unserer näheren Heimat finden wir auf den Wegen durch unsere vielen alten Städte und Dörfer Erfreuliches, nie etwas Unwahres oder Unfeines. Selbst bei den Werten aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, als nach dem schmachvollen Raubkrieg Napoleons die wirtschaftliche Armut zu größter Verschwiegenheit zwang, spricht hohe geistige Kultur aus allem, was entstand.

Wie heutzutage jeder gebildete Mensch sich bemüht, Deutsch zu sprechen ohne fremdländische Laute, wird doch auch jeder deutsch fühlen wollen im Sinne seiner Väter, dazu muß er aber die Ausdrucksweise der deutschen heimischen Kunst kennen lernen, kurz er muß reisen durch unsere schönen deutschen Lande, er muß Liebe zur Heimat haben. Widen wir nur recht oft in das schöne herbe Antlitz unseres geliebten deutschen Vaterlandes, so wächst auch unsere Zuversicht, daß gesunde deutsche Kraft und geistige Überlegenheit die schwächlichen fremden Ränke besiegen wird.

Wie echt deutsch spricht zu uns der Pfalzgrafenstein, die bescheiden einfache und doch so herrliche Pfalz bei Caub. Auf kraftvollen Grundmauern felsenfest, in größter Einfachheit, den Anstürmen der Rheinwogen trotzend, erhebt sich in weiterem Aufbau ein Linienspiel künstlerischer Freiheit und aus dem Wechsel verschiedenartiger reizvoller Türmchen ragt selbstbewußt der schwere Hauptturm als überwiegender, singender Schlußakkord. — Echt deutsch.

Umschau.

* Krieg und Aberglaube. Ein Kriegsteilnehmer, Herr Lehrer Madeprang aus Allenhausen (Unterlahnkreis) schreibt uns aus Oligalizen: „Gestern langte ich in den Besitz des „Landboten“ 1915, Nr. 9. Aus der „Umschau“-Notiz „Krieg und Aberglaube“ erfuhr ich, daß der „Landbote“ in Nr. 7 schon einmal über die Himmelsbriefe eine Notiz gebracht hat. Leider ist mir diese Nr. 7 nicht zu Gesicht gekommen. Zu diesem Kapitel gestalten Sie mir ein paar Worte: Gleich zu Beginn des Kriegs sah ich durch Zufall in meinem Dienstort einen solchen Himmelsbrief. Ich überraschte einen jungen Mann dabei, als er den Brief für einen Referatisten abschrieb. Daraufhin erfuhr ich durch vorsichtige Umfrage, daß

eine ganze Anzahl der Himmelsbriefe plötzlich zum Vorschein gekommen war. Als ich die Leute auf den Aberglauben aufmerksam machte, fand ich bei den jüngeren Leuten Zustimmung, aber die Alten schüttelten den Kopf über meine „neu-modischen“ Ansichten. Eine Frau erzählte mir sehr geheimnisvoll, daran müsse man glauben. Im Krieg 1870 hätten alle 16 Mann aus dem Dorf, die im Felde waren, den Brief getragen, und alle seien gesund zurückgekommen. Ich fand also keinen Glauben. Die Leute nahmen die Briefe doch heimlich mit, viele vielleicht, wie die „Umschau“-Notiz in Nr. 9 des „Landboten“ sagt, als Andenken. Erst als in den ersten Gefechten ein Krieger fiel, ein anderer schwer verwundet wurde, von denen man wußte, daß sie den Brief getragen hatten, wurde man mißtrauisch, und ich hatte die Genugtuung, von verschiedener Seite zu hören, daß ich doch recht gehabt habe. Seit dieser Zeit habe ich bei jeder Gelegenheit die Himmelsbriefe als Aberglauben gekennzeichnet und erreicht, daß viele Briefe in meiner Gegenwart verbrannt wurden. Das war an der Bahn. Verschiedene Kollegen erzählten mir Ähnliches. Daß auch heute noch viele Himmelsbriefe anzutreffen sind, davon bin ich überzeugt. Erst vor wenigen Tagen habe ich einen in Händen gehabt. Ein Rekrut, der mit dem letzten Erfas gekommen war, fiel vor 8 Tagen. Da wir seine Sachen zurücksenden wollten, nahm ich die Schriftstücke (Briefe usw.), die er bei sich trug, an mich, und dabei fiel mir auch eine Abschrift des Himmelsbriefs in die Hand. Der junge Mann war auch Nassauer und stammte von Selters (Westertal). Ich kann damit also die „Umschau“-Notiz in Nr. 9 bestätigen. Ein Mann meiner Gruppe gestand mir nach längerem Zureden, daß auch aus seiner Heimat (Kreis Wittgenstein) viele Krieger den Brief nachtragen und an seine Wirkung glauben. Es wäre zu wünschen, wenn durch die Bemerkungen im „Landboten“ etwas dem Aberglauben gesteuert würde, der sich noch an vielen Orten erhalten hat.

* **Kriegslieder.** Über die Flut von Kriegsgebüchten hat die Tagespresse schon wiederholt berichtet und geurteilt. Neben dieser mehr künstlerischen Poesie schreitet auch eine Volkspoesie einher, über die das Urteil nicht minder ungünstig ausfallen muß als über jene. Ob diese „Kriegsvolkslieder“ wirklich von Soldaten gedichtet wurden und gesungen werden, oder ob man sie nur in der Heimat singt, das entzieht sich unserer Kenntnis. So viel aber steht fest: sie gehören zur Sorte der Linsengeltangelmachwerke. Es sei nur an das Lied vom „jungen, jungen Landwehrmann“ erinnert, „der Weib und Kind verlassen muß, verlassen muß geschwind“, über den „alte Weiber weinen fürchterlich, junge Mädchen noch viel mehr“ und der schließlich mit der „Brantweinflasche in der Hand“ den Franzosen entgegenzieht. Zu diesem unsinnigen Text kommt nun noch eine schwülstige, abgeschmackte Melodie. Das Ganze wird aber auf dem Land bis zum Überdruß gesungen und wirkt um so unerträglich, als die Strophenzahl unerschöpflich zu sein scheint. Daneben gibt es Lieder, die sich nicht genug tun können in der Aufzählung der Verstümmelungen, die unsere Helden davontragen. „Beide Arme abgeschossen und dazu das rechte Bein“, heißt es in einem Lied. Ein Trost bleibt uns diesen Nachwerken gegenüber: es sind Eintagsfliegen, und eins ist des anderen Tod. W.-N.

* **Kriegs-Dorfzeitungen für die Feldgrauen.** An dem Schicksal der männlichen Dorfbewohner, die dem Heerzruf nach Osten oder Westen folgten, nimmt das Dorf wie eine einzige Familie wärmsten Anteil. Von jedem Dorfgenosse weiß man zu Hause, wo er sich befindet; seine Feldgrüße wandern von Nachbar zu Nachbar. Wie aber die Heimat ihren lämpfenden Söhnen gedenkend zur Seite steht, so sind auch diese für jeden Gruß und für jedes Lebenszeichen aus dem Heimatdorf dankbar. Die „Stadt“-Soldaten lesen in den ihnen täglich nachgeschickten Zeitungen, was daheim „passiert“. Um auch die „Land“-Soldaten über alle Vorfälle, die im Heimatdorf sich zutragen, zu unterrichten, hat man in vielen Dörfern mit wachsendem Erfolg nachstehende treffliche Einrichtung getroffen: Der Lehrer der Oberklasse einer jeden Schule läßt von den Kindern eine Art Wochenbericht schreiben. Am Freitag oder Samstag diktiert er den Kindern alles Bemerkenswerte, was sich im Laufe der Woche im Dorf ereignete. Die Schulkinder schreiben das oft außerordentlich fesselnde „Wochenblatt“ hübsch ab, und der Lehrer schickt dann diese Berichte an jeden Krieger, der aus dem Ort in der Ferne

weilt. Diese zuerst als Versuch vorgenommenen Dorfbriefe fanden draußen eine geradezu begeisterte Aufnahme, daß sie nun schon seit langem zur ständigen Einrichtung geworden sind. Wie man diese Dorfbriefe draußen aufnimmt, davon legen zahlreiche Dankschreiben aus der Front das beste Zeugnis ab. Diese schöne Einrichtung ist in fast allen Gemeinden Waldecks bereits gang und gäbe und hat auch in nassauischen und hessischen Orten bereits Nachahmung gefunden.

* **Anpflanzung von Rußbäumen.** Zur Erhaltung und Vermehrung der in den letzten Jahren stark gelichteten Rußbaumbestände empfiehlt das Kriegsministerium in einem bemerkenswerten Erlaß die Anpflanzung junger Rußbäume in eindringlicher Weise. Für die Anpflanzung kommen hauptsächlich die geschützten Gegenden Süddeutschlands in Frage. Nach dem Urteil Sachverständiger und von Schastholzfabrikanten, für die das Rußbaumholz in Frage kommt, braucht ein Rußbaum, ehe er ausgiebig industriell verarbeitet werden kann, 50 bis 70 Jahre Wachstum. Da der Rußbaum ebensoviel Schatten gibt als die Linden, Platanen, Kastanien usw., empfiehlt der Erlaß seine Anpflanzung auf Kasernenhöfen, in Kasernengärten und an geeigneten Stellen auf Truppenübungsplätzen. Gegebenenfalls ist die Anpflanzung von Obstbäumen zugunsten der Anpflanzung von Rußbäumen zurückzustellen. Die Anregung der Militärbehörde dürfte auch Gemeinden und Privatleuten zur Nachahmung zu empfehlen sein.

* **Vollstämmige Literatur.** Die Sammlung sprichwörtlicher Redensarten von E. Höfer, die M. Bruns unter dem Titel „Der Volksmund“ im Verlag von J. C. C. Bruns in Minden i. W. neu herausgegeben hat, liegt jetzt bereits in zweiter Auflage vor. Das von dem Münchener Graphiker F. P. Schlaß ganz entzückend ausgestattete Buch bereitet schon dem Auge Genuß. Die Redensarten hat ein ehrlicher und verständlicher Volkskundler gesammelt, der auch vor dem Verben und Scheinbar Gemeinen nicht zurückschreckt, sondern bestrebt ist, das Volk so reden zu lassen, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Hier spricht der Edelmann und der Bauer, der Advokat, der Pfaff und der Küster, der Abt, der Mönch und die Nonne, hier findet sich der Dieb, der Bettler und der Lumpensammler, die Frau, das Mädchen und die Dirne, der Fleißige und der Faule, der Sparfame und der Prasser, — hier ist jedwede Auserung des Volksmundes in lustigen und in trüben Tagen. Ein Kulturdokument und ein Lebensstruß zugleich ist hier geboten — stark und unverfälscht und unerschöpflich! — „Härmlein von Reisenberg“ ist der Titel eines im Verlag von Gebrüder Knauer in Frankfurt a. M. erschienenen Launus-Romans von Robert Fuchs-Biska. Es handelt sich hier um eine im Mittelalter spielende Erzählung mit gut erfundener bewegter und spannender Handlung. Der Verfasser versteht es, den Leser stark zu fesseln. Der Stil ist gut, die eingestreuten Natur Schilderungen scheinen uns allerdings etwas unter der Sucht zu leiden, besonders originell sein zu wollen. Als Ganzes aber ist das Werk durchaus zu empfehlen. — „Die Vergstadt“ (Vergstadtverlag Wilt. Gottl. Korn in Breslau) führt den neuen Jahrgang mit dem Oktoberheft vielversprechend ein. Der Herausgeber Paul Keller hat außer einer vaterländischen Plauderei „Deutschland, Deutschland über alles“ den ersten Teil des phantasievollen, das deutsche Gemüt feiernden Kriegsmärchens „Grünlein“ beigezeichnet. Ferner bringt das Heft den sofort lebhafte Spannung erweckenden Anfang des heiteren Romans „Der Haupttreffer-Nicht“ von dem beliebten Wiener Schriftsteller Viktor Fleischer sowie zahlreiche andere Artikel, Geschichten, gute Bilder usw. usw. „Die Vergstadt“, eine gut vollstämmige, trefflich geleitete Charaktervolle Zeitschrift, ist zwar erst in das 4. Lebensjahr eingetreten, aber doch bereits in erfreulicher Weise groß und stark geworden. — Im Verlag der R. G. Elwert'schen Verlagsbuchhandlung in Marburg ist in 2. Auflage ein Büchlein erschienen, das den Beherrschern der nassauischen und hessischen Mundart und den Freunden eines sonnigen gemüthlichen Humors Freude machen wird. Die Verfasserin, Martha Frohwein-Büchner, hat ihren gereimten und ungereimten Geschichten den Titel: „Eesse-Späß“ gegeben. Den Feldgrauen wird das billige, vom Verlag gut ausgestattete Büchlein sicher ein lieber Heimatgruß sein.

Der Nachdruck der mit einem * versehenen Beiträge ist nur mit genauer Quellenangabe erlaubt, der Abdruck oder anderer Original-Artikel ist ohne Genehmigung der Schriftleitung nicht gestattet.